



Bank und Geschichte

Historische Rundschau

Nr. 20

Oktober 2009

Mit Nadel und Zwirn

Wer heute Akten aus den frühen Jahren der Deutschen Bank in die Hand nimmt, ist meist erstaunt, mit welcher Sorgfalt sie seinerzeit zusammengestellt wurden. Offenbar von Anfang an auf eine sehr lange Aufbewahrung hin angelegt, waren sie Teil einer strengen Systematik.

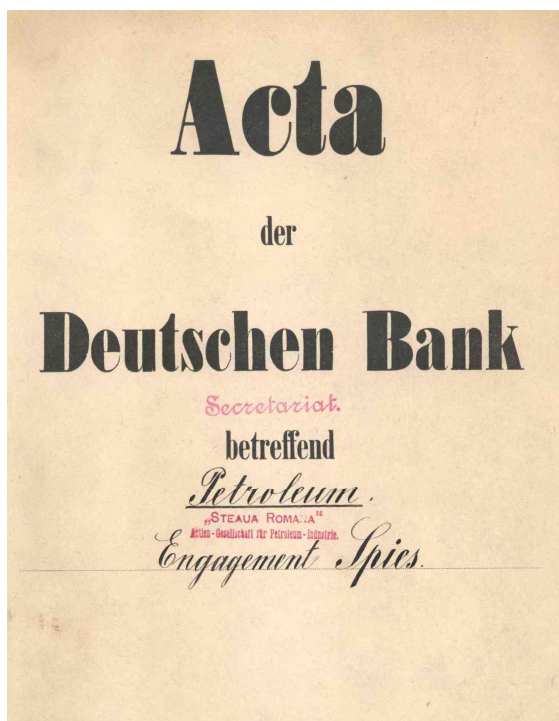
In der Registratur des Sekretariats, mit seiner Zuständigkeit für das Kapitalmarktgeschäft und internationale Finanzierungen damals zweifellos die wichtigste Abteilung der Bank, wurde die Korrespondenz nicht schematisch nach Empfängern und Absendern abgelegt, sondern nach Geschäftsvorfällen und Sachgebieten. Das machte Mühe und setzte ein

gewisses Verständnis für das Geschäft voraus, denn jeder Brief mußte in der Registratur zumindest überflogen werden, um ihn der richtigen Akte zuordnen zu können. Dafür kamen nur gut ausgebildete Kräfte mit jahrelanger Erfahrung in Frage; bei ihrer Einstellung war auch ein Kriterium, ob sie über eine schöne Handschrift verfügten.

Das Sekretariat nutzte – seinem Selbstverständnis entsprechend – die sicherste Methode der Ablage: Die Akten wurden liegend in Fächern aufbewahrt, nachdem Buchbinder sie in blaue, für bestimmte Akten auch weiße Pappdeckel eingehaftet hatten. Dieses Verfahren war keine Erfindung der Deutschen Bank, sondern in den Behörden Preußens bereits seit längerem in Gebrauch. Es wurde daher als »preußische Fadenheftung« bezeichnet. Die so entstandenen Aktenbände waren nahezu unverwüstlich, aber die Sicherheit und Ordnung der Registratur mußte mit einem hohen Aufwand erkaufte werden.

Die beim Umgang mit den Dokumenten unabdingbare Gewähr der Vertraulichkeit verbot es, die Arbeit des Einbindens aus der Bank auszugliedern. Deshalb – aber auch für andere Arbeiten, vor allem im Zusammenhang mit der Hausdruckerei – bestand in der Berliner Zentrale eine eigene Buchbinderwerkstatt, der noch 1940 27 Mitarbeiter angehörten. Entsprechend ausgestattet waren auch die großen Filialen.

Erst mit der Normung der Papierformate in den 1920er Jahren kam der noch heute gebräuchliche Stehordner in größerem Maße in Gebrauch. In der Bank blieb es in wichtigen Abteilungen der Zentrale – Sekretariat, Rechtsabteilung, Generalsekretariat, Personalabteilung – weiterhin bei dem hergebrachten Verfahren. Es wurde zum Teil nur insoweit modifiziert, als das Schriftgut nicht mehr direkt in



Dokumentenakte des Sekretariats aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts

Mappen eingehftet wurde, sondern dank schon vorhandener Papierfalze nur noch eingeklebt werden mußte; damit ersparte man sich das ständige Hin und Her der Akten zwischen Registratur und Buchbinderei. Diese Art der Ablage hielt sich im Sekretariat der Zentrale Hamburg bis in die fünfziger, im Vorstandssekretariat der Zentrale Düsseldorf sogar bis in die frühen sechziger Jahre. Unter den extremen Umständen der unmittel-

baren Nachkriegszeit konnte die Arbeit sogar geradezu gespenstische Züge annehmen: Bis in den März 1946 hinein, als die Berliner Zentrale nur noch mit einem Restbetrieb an Personal bestand, aber geschäftlich nicht mehr aktiv sein durfte, waren für die Registratur des Sekretariats Buchbinder tätig, die mit gewohnter Sorgfalt Akten komplettierten, von denen niemand mehr annehmen konnte, daß sie jemals wieder benötigt werden würden.



Die Buchbinderei der Berliner Zentrale 1934

Unter Ochsen, Eseln und Börsianern

Albrecht Brandt (1881-1968) arbeitete von 1899 bis 1933 in der Zentrale der Deutschen Bank in Berlin. Nach Anfängen in der Kuponkasse und im Korrespondenzbüro wechselte er 1904 in die Börsen-Abteilung, der er dann drei Jahrzehnte angehörte. Seine Erinnerungen, die hier gekürzt und behutsam redigiert abgedruckt werden, hat er 1960 verfaßt. Ob sie die Realität in allem richtig wiedergeben, läßt sich heute nicht mehr feststellen, daß Brandt aber ein lebendiges Bild der Deutschen Bank vor hundert Jahren gezeichnet hat, ist zweifelsfrei.

[...]. Ich war gerade 18 Jahre alt geworden, als ich meine Tätigkeit in der Couponskasse mit einem Monatsgehalt von 100 Mark aufnahm. Mir unterstand die Verwaltung der

später fällig werdenden Zinsscheine und deren Bearbeitung bei Fälligkeit; so hatte ich immerhin Millionenwerte unter meinem Verschluß.

Bei meinem Engagement hatte mir der damalige Personalchef, Herr Meisnitzer, gesagt, daß es der Bank, wenn ich mich als tüchtig erweise, auf einen »Blauen« nicht ankäme. Schon nach einem Jahr hielt ich diesen Zeitpunkt für gekommen. Ich meldete mich bei ihm mit der Bitte um Zulage. Mein Gehalt schien mir im Verhältnis zu der mir obliegenden Verantwortung und zu leistenden Arbeit zu gering, zumal ich ganz auf meine Einkünfte angewiesen war und von keiner Seite auf Zuschuß rechnen konnte. Die Tätigkeit in der Couponskasse war eine sehr an-

strengende, die Hauptzinstermine [...] sahen uns nächtelang bis gegen zwei Uhr im Büro, bei den kleineren Zinstermine wurde es fast immer zwölf Uhr nachts!



Personalchef Gustav Meisnitzer war schon 1871 in die Deutsche Bank eingetreten

Herr Meisnitzer lehnte unter Hinweis auf meine erst einjährige Tätigkeit meine Bitte ab. Ich erinnerte ihn darauf an seine frühere Zusage, indem ich bemerkte, er habe mir gesagt, daß es bei Tüchtigkeit der Bank auf einen »Blauen« nicht ankäme [...]. Herrn M. kam ein Schmunzeln an, er blieb aber bei seiner Ablehnung. Ich ging sofort zu Herrn von Koch, dem damaligen ersten Direktor der Bank, um diesem meine Bitte vorzutragen. Das war gewiß ein starkes Stück von einem so jungen Angestellten, aber ich hatte mir in den Kopf gesetzt, meinen Standpunkt zu vertreten. [...] Als ich im Vorzimmer des Herrn von Koch wartend saß, betrat zu meinem Schreck Herr Meisnitzer das Vorzimmer: »Was suchen Sie denn hier?« »Ich will Herrn von Koch meine Bitte um Zulage vortragen!« »Habe ich Ihnen denn nicht eben den Zahn gezogen?« »Wie Sie sehen nicht, Herr M.!« Herr M. verließ sofort wieder das Zimmer, um nach einigen Minuten wieder mit

meiner Personalakte unter dem Arm zurückzukommen. Er ging zu Herrn von Koch hinein und kam mit den Worten wieder heraus: »Sie können gehen, die Sache ist erledigt.« »In meinem Sinne?« »Sie werden sehen«, mich wohlwollend ansehend. Am gleichen Abend rief mich mein Chef, Herr Krause, fast heimlich in den Tresor, und übergab mir eine jährliche Zulage von 100 Mark ab sofort! Meine Freude war unbeschreiblich.

Ich hatte bald die Gewißheit erlangt, daß ein Vorwärtskommen, wie ich es mir vorstellte, in der Couponskasse nicht zu erreichen war, und meldete mich mit Erfolg in die Korrespondenzabteilung, die damals Herr Direktor Fels leitete. [...] Es war eine überaus interessante Tätigkeit, die mich vollkommen in Anspruch nahm. Herr Fels diktierte mir vieles direkt in die Maschine; eines Tages fragte er bei dieser Gelegenheit, was ich von der behandelten Sache halte? Ich entgegnete, ich sei ja nicht völlig von Beginn an im Bilde, aber ich denke mir die Angelegenheit so und so. Herr Fels stutzte einen Moment, ließ mich das Schreiben aus der Maschine nehmen, er wolle es sich noch einmal durch den Kopf gehen lassen. Ich hatte wohl das Richtige getroffen. In der Urlaubszeit wurde ich mit der Vertretung eines älteren Kollegen, der die Korrespondenz mit der bayrischen Filiale in München führte, betraut, es war für mich eine schwierige, verantwortungsvolle Tätigkeit.

Eines Tages ließ mich Herr Fels rufen: »Herr Brandt, hier ist Kollege Eichmann aus der Oberbuchhaltereie, er führt Klage über die Korrespondenz mit der Münchener Filiale.« Ich war sprachlos, ließ nach kurzer Entschuldigung die beiden Herren allein, lief durch sämtliche in Betracht kommenden Abteilungen, konnte nichts feststellen, was zu einer Klage hätte führen können, ging wieder zu den beiden Herren hinein, berichtete davon und sagte zu Herrn Fels: »Ich muß verlangen, daß Herr Eichmann konkrete Fälle nennt, ehe er eine derartige Anschuldigung gegen mich vorbringt.« Herr Fels schloß sich meinem Standpunkt an und entließ uns beide. Nach etwa acht Tagen wurde ich wieder zu Herrn Fels gebeten, ich dachte schon, »nun doch konkrete Fälle?« Als ich eintrat, fragte mich Herr Fels ganz unvermittelt, ob ich Lust hätte zur Börse zu kommen! Ich war einfach platt. Lagen doch zur Börse sehr viele Bewerbungen vor, wie ich wußte. Ich sagte, wenn er mich für geeignet halte, natürlich sehr gern und dankte ihm herzlich. Er wies mich an, mich am Nachmittag bei dem leitenden

den Direktor der Börse, Herrn Mankiewitz, zu melden – am nächsten Tage war ich Börsenvertreter der Deutschen Bank! Im Frühjahr 1904, mit 23 Jahren nach fünfjähriger Dienstzeit, von der noch das eine militärische Jahr abzurechnen ist. Meine Zukunft sah ich gesichert. [...]

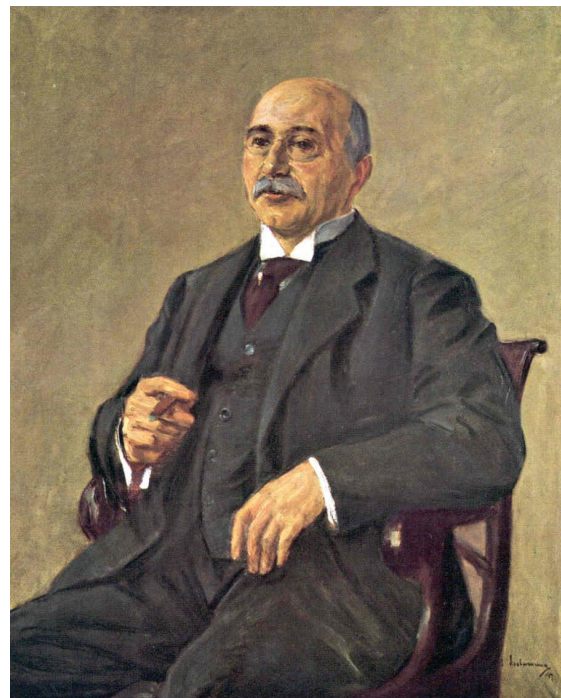


Albrecht Brandt als junger Börsenhändler der Deutschen Bank vor dem Ersten Weltkrieg

Herr Mankiewitz war ein Mann von großer Herzensgüte, gepaart mit einer nicht zu über-treffenden Grobheit. So ließ er an der Börse zum Beispiel einen 60jährigen Prokuristen durch einen 16jährigen Laufburschen rufen: »Der Ochse der Müller soll mal kommen!« Für den Fall, daß mich das einmal treffen sollte, hatte ich mir vorgenommen, zu sagen: »Herr M., Sie haben wohl das Recht, mich zu belehren, aber nicht das Recht, mich zu beleidigen.« Eines Tages kam es so weit. Ich hatte auf Grund einer privaten streng diskreten Information über Oberschlesische Koks Aktien – 11% Dividende gegen 8% – eine weitsichtige Transaktion eingeleitet und kaufte mit Genehmigung des Herrn M. große Beträge auf, anfangend zu einem Kurse von etwa 160%. Täglich nahm ich wesentlich

mehr an der Börse auf, als ich als voraus-sichtliches Angebot Herrn Mankiewitz gemeldet hatte, so daß ich fast täglich mit ihm Zusammenstöße hatte: »Sie kaufen die Bank noch pleite«, »ich schmeiße Sie raus«, etc. Das war nun nicht schlimm zu nehmen, denn es ging die Redensart bei uns, wen M. nicht »rausgeschmissen« hat, der ist nicht festangestellt. [...]

So flog mir eines Tages das Wort »Esel« an den Kopf. Zu meinem obigen Sprüchlein hatte ich keine Zeit, da Herr M. mir sofort zur Nachbarnische der Disconto-Gesellschaft entzwischen wollte. Ich hielt ihn am »Schwalbenschwanz« fest und rief ihm voller Ent-rüstung zu: »Wie kommen Sie dazu, Esel zu mir zu sagen?!« Herr M. wurde bleich, das war ihm denn doch noch nicht vorgekomen, er streichelte mir den Kopf und sagte: »Es war nicht so gemeint, Kleiner!« Von dem Tage an waren wir Freunde bis zu seinem Ende.



Paul Mankiewitz, gemalt von Max Liebermann

Die Transaktion »Oberkoks« lief weiter, ich hatte bis etwa 190% wohl an die Million auf-genommen, als Herr M. mir strikte befahl, jeden Tag 100.000 zu verkaufen! Das ging bis etwa 200%, dann war ich ausverkauft. Nach einigen Tagen kam die Nachricht, daß Oberkoks 11% Dividende vorschlagen werde, und die Aktien sprangen auf 211%, um später dann bald auf etwa 220% zu klettern. Herr M. ließ mich rufen und sagte: »Sehen

Sie, Sie haben das Wasser nicht halten können!« Ich sagte nichts, schmunzelte in mich hinein und ließ Herrn M. gern die Entschuldigung vor sich selbst, der seinen Fehler nicht zugeben wollte. [...]



In der Berliner Börse um die Jahrhundertwende

Als Beweis für seine Herzensgüte möchte ich noch erwähnen, daß er stets sehr hilfsbereit war. Es war verboten, Börsengeschäfte bei fremden Firmen zu tätigen. Als ein stellvertretender Direktor – ich nenne seinen Namen nicht – entgegen diesem Verbot sein ganzes Vermögen verspekuliert und darüber noch Schulden gemacht hatte, sanierte ihn Herr M. aus eigenen Mitteln, dasselbe ein zweites Mal unter Abnahme des Ehrenwortes, nicht mehr zu spekulieren. Der Kollege brach sein Wort, Herr M. erwartete ihn um drei Uhr nachmittags in seinem Zimmer – in seinem Vorzimmer erschloß sich der Kollege! Auch einen anderen stellvertretenden Direktor sanierte Herr M. in gleicher Weise, Herr M. litt sehr unter diesem Erlebnis. [...]

Inzwischen war Herr Wassermann zur Deutschen Bank gekommen und saß als »Anlernling« am Pult des Herrn Mankiewitz ihm gegenüber. Wassermann war die personifizierte Ruhe im Gegensatz zu dem überaus quirlichen Mankiewitz. Da spielte sich folgende ergötzliche Episode ab: Herr Mankiewitz kommt von der Börse und fragt Herrn Wassermann, der ihm gegenüber an seiner dicken Zigarre sog, was er mit den xx Millionen gemacht habe? Herr W. antwortet, die habe er zu soundsoviel Prozent an Meissner & Co. gegeben. Herr M.: »Da hätte ich sie lieber in die Spree geschmissen!« Herr W. zieht ruhig an seiner Zigarre, bläst den Rauch aus spitzem Mund – mehrmals –, dann, in seinem breiten, ruhigen bayrischen Dialekt: »Auf den glänzenden Gedanken bin ich allerdings nicht gekommen.« Tableau!

Eines Tages mußte ich Herrn M. an der

Börse unbedingt sprechen, es handelte sich um die Jahresschlußnotierung des Kurses der Warschauer Disconto-Bank, der das ganze Jahr gestrichen war. Herr M. geht mit Fürstenberg, dem Inhaber der Berliner Handels-Gesellschaft, in ernstem Gespräch vertieft auf und ab, wenn ich einen Schritt auf sie zukomme, weichen die Herren zwei zurück, bis an die Fenster der Börse zur Spree. Ich konnte Herrn M. nicht sprechen, zu spät, der Kurs blieb unnotiert, entrüstete Antwort der Warschauer Disconto-Bank! Herr M. läßt mich rufen, macht mir Vorwürfe, ich sage ihm, daß er mir mit Fürstenberg bis an die Fenster an der Spree ausgewichen sei, und in die Spree hätte ich die Herren nicht werfen wollen. M. schluckt: »Das bringt Sie sehr zurück bei mir.« (Kein »Esel«.) Dann läßt er einen anderen Prokuristen rufen, den die Sache nicht das geringste anging; als dieser aus dem Zimmer kommt, sagt er zu mir: »Brandt, was haben Sie nur mit M. gemacht, da ist ja kein Tier im Zoo, das er mir nicht an den Kopf geworfen hat!« Ich sagte nur: »Wenn Sie es sich gefallen lassen.« [...]

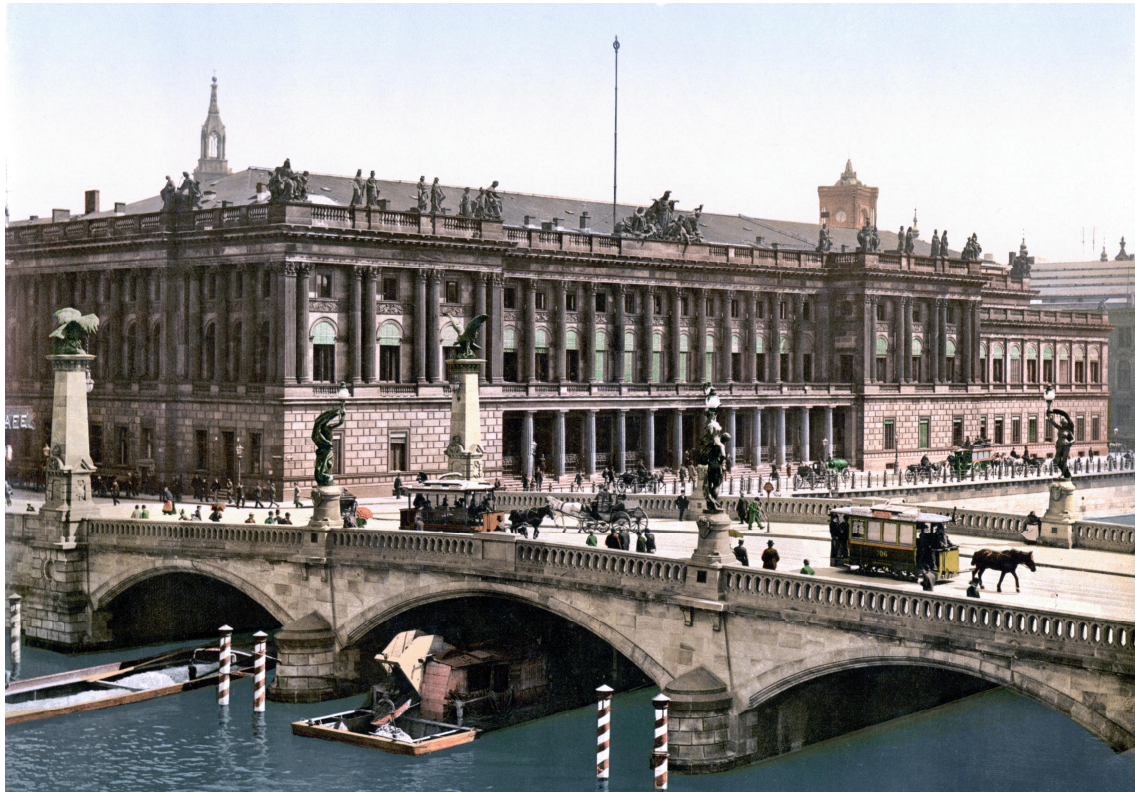
Es kam die Inflation, die im Jahre 1921 fast unmerklich begann und im November 1923 ihren Höhepunkt und ihr Ende erreichte. Das Börsengeschäft wuchs allen über den Kopf, Berge von Depeschen türmten sich vor uns Vertretern jeden Morgen auf, der zuerst Gekommene suchte sich seine Aufträge heraus, unterstrich »kauft« oder »verkauft« und gab die so »vorbereiteten« Depeschen an seinen Nebenmann weiter. Da kam es in der unvermeidlichen Hetze häufig vor, daß bei geteilten Wörtern das »ver-« bei »verkauft« übersehen wurde und nur die zweite Silbe durch Unterstreichen hervorgehoben war, so daß statt »verkauft« »kauft« gelesen wurde. So entstand eine Unmenge von Falschausführungen, die sich auf andere Weise zum Teil glücklicherweise ausglich.

Das Geschäft war nicht mehr zu bewältigen, die Hörer der Tischtelefone wurden in der Eile häufig auf noch benutzte Apparate geworfen, was wieder viel Verdruß und Störungen verursachte. Mit der einen Hand notierten wir, mit der andern telefonierten wir, mit der dritten stimmten wir ab, mit der vierten versuchten wir das aus dem Club gebrachte Essen einzunehmen etc., und da wir ja nicht so viele Hände besaßen, kann man sich vorstellen, was dabei herauskam! Um elf Uhr holten uns die Autos zur Börse ab, dort erwarteten uns wieder Berge von Ordres, die

schnell aus der Hand den Maklern zugeführt wurden und zerknüllt in den Taschen verschwanden, um am Schluß der Börse aus allen Taschen zum Notieren in die Bücher herausgeholt zu werden; statt – wie in normalen Zeiten – um zwei Uhr konnten wir die Börse erst gegen sechs Uhr nachmittags verlassen und das Büro gegen zehn Uhr abends.

An der Börse herrschte ein Gedränge, wie an den Tagen der Olympiade auf dem Bahnhof

Westkreuz, die Sachen wurden einem fast vom Leib gerissen, wenn man sich durch die großen Säle der Börse drängen mußte, und schweißgebadet gingen wir an die Arbeit. Alles brach zusammen, kein Büro konnte folgen, bis schließlich beschlossen wurde, nur noch einen um den anderen Tag Börsenversammlungen abzuhalten, dann kam langsam wieder Ordnung in die Betriebe, und so ging es fast drei Jahre, Tag für Tag! [...].



Die Berliner Börse am Ufer der Spree

Fundsache

Flotte Schreiber

»Wir haben wiederholt feststellen können, dass unsere jüngeren Angestellten nicht immer den Willen aufbringen, ihre in der Schulzeit oder während der Lehrzeit erworbenen Fertigkeiten in der Stenografie weiter zu pflegen und zu festigen. Dieser Umstand ist zum Teil dadurch zu erklären, dass man diese technischen Kenntnisse mehr oder weniger als eine Domäne der weiblichen Mitarbeiter betrachtet und dabei ganz übersieht, wie nützlich in jeder beruflichen Situation perfekte Stenografie-Kenntnisse sind. Wir bitten Sie

daher, den Nachwuchs mit aller Dringlichkeit auf die Pflege der Kurzschrift jeweils auch in der täglichen Arbeit hinzuweisen. Inwieweit Sie in Arbeitsgemeinschaften und bei Kursen auf die Notwendigkeit der Erweiterung der Fertigkeiten in der Stenografie einwirken wollen, überlassen wir Ihnen, möchten aber empfehlen, Ihren Mitarbeitern auch den Beitritt zu einem Stenografenverein anzuraten.«

(Rundschreiben der Zentrale/Personalabteilung der Süddeutschen Bank (gez. Walther / Polfers) an die Direktionen der Niederlassungen vom 16. Juli 1955)